

# Jacob Spöndlys Liebschaften

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574746>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Jacob Spöndly's Liebschaften.

Erzählung von Alfred Huggenberger, Gerlikon.

### Erstes Kapitel.

Worin von einer Ueberraschung erzählt wird, sowie von Jacob Spöndly's ersten Neigungen und deren Ausgang. Auch wie er einen Beschluß faßt und demselben nachlebt.

Als der neue Verweser Jacob Spöndly eines Abends nach der Schulstunde mit einem Stoß blauer Hefte unterm Arm nach seinem Zimmer im Hause des Gärtlibauern hinaufstieg, rief ihm Lina, die Tochter seines Koftherrn, aus der halbgeöffneten Küchentüre scherzend nach: „Ja ja, Sie sind ein Schöner, Herr Spöndly! Sie sind ein Schöner!“

Er stand erschrocken still und wandte sich um. „Warum? Ist denn etwas nicht recht?“

„Ja, ich würde auch noch fragen!“ klang es lachend zurück. „Sehen Sie nur erst, was droben auf dem Tische liegt! Das sind die rechten Junggesellen, hahaha!“

Die Küchentüre wurde sachte von innen geschlossen. Jacob Spöndly aber blieb vor Ueberraschung und Stauen einen Augenblick wie gebannt mitten auf der Treppe stehen. Er hörte, wie Lina drunten scherzhaft trällerte:

„Kein Feuer, keine Kohle  
Kann brennen so heiß  
Als heimliche Liebe,  
Von der niemand nichts weiß.“

Da stieg er mit klopfendem Herzen die letzten Stufen hinan und öffnete behutsam sein Zimmer. Seine Augen vergrößerten sich zusehends, seine Unterlippe hing schlaff herab: auf dem Arbeitstischchen lag die Abendpost ausgebreitet, nicht weniger als fünf Ansicht- und Blumenkarten und daneben zwei allerliebste weiße Briefelchen. Während den drei Wochen, die er jetzt in Frieniswies zugebracht, hatte ihn der Briefträger fast immer übergegangen. Und nun plötzlich diese Flut von Korrespondenzen!

Er trat näher und vergewisserte sich, daß keine Sinnenstärkung vorliege, daß die Sendungen alle wirklich und wahrhaftig durch die Vermittlung der eidgenössischen Post an ihn gelangt seien. Die erste Karte zeigte eine Ansicht der nächsten Eisenbahnstation Gehren. Statt des Namens des Absenders oder der Absenderin standen unten neben „Gruß aus Gehren“ die Worte „Aus Freundschaft“. Die übrigen vier waren ohne Ausnahme farbige Blumenkarten, jede mit einem verliebten Sprüchlein oder Scherzreim bedruckt. Eine war mit „Anna“ unterzeichnet, zwei andere mit „Ungenannt und doch bekannt“. Auf der letzten konnte man schwarz auf weiß die Worte lesen: „Besten Dank für die schöne Karte!“ Daneben prangte in roten Lettern der Spruch:

Ein Herz, das sich mit Liebe quält,  
Hat selten frohe Stunden!  
Ach, wenn mir deine Freundschaft fehlt,  
So ist mein Glück entschwunden!

Wem in aller Welt hatte er denn in den letzten drei Monaten eine Karte geschickt? Jacob Spöndly schüttelte verständnislos den Kopf. Dann ging er an die beiden Briefe. Der erste war von einem Kollegen in Spindlach, seinem frühern Wirkungskreise. Der Freund schrieb ihm, daß die Frieda im „Nebstock“ sich schon zweimal angelegentlich nach ihm erkundigt und sich seine

Adresse erbeten habe, er, Spöndly, werde wahrscheinlich nächstens eine Karte von ihr erhalten. Mit dem Eisenbähnler sei es jetzt ausgegangen, wahrscheinlich, weil der Nebstockwirt an einen Bauunternehmer ziemlich viel Geld verloren habe. Es sei zuerst das Geschwätz gegangen, es „lupse“ ihn. Er, der Freund, habe gedacht, er wolle ihm das zur Vorsicht mitteilen.

Im zweiten, kleinern Umschlag lag ein zierliches rosa Billet, das die Worte enthielt:

Frieniswies, den 16. Nov. 19..

Sehr geehrter Herr!

Fühle mich gedrungen, Ihnen auf diesem Wege für Ihre gewählte Aufmerksamkeit zu danken, indem keinen andern Absender vermuten kann. Inzwischen zeichnet freundlich verehrungsvoll  
Hulda W.

Jacob Spöndly ließ sich auf einen Stuhl niederfallen und blickte mit dem Ausdruck der Verzweiflung bald die Briefe, bald die Karten an, indem er wie zur Abwehr die Hand erhob. Drunten sang Lina noch immer, es klang wie Hohn in seinen Ohren:

„Und willst du es wissen,  
Wie treu ich es mein',  
So setz' einen Spiegel  
Ins Herze mir a=a=ein,  
Ins Herze mir ein!“

Da wurde er plötzlich wild, polterte die Treppe hinunter und rief heftig betauernd in die Küche hinein: „Das ist ein Schwindel, alles miteinander! Das ganze Geschmeiß geht mich nämlich gar nichts an! Und ich bleibe bei meinen Grundsätzen, Punktum!“

Die Lina mußte hell herauslachen. „Hahaha! Sie glauben nicht, wie hübsch Sie aussehen, wenn Sie mal ein bißchen böß sind!“

„Ich will aber nicht hübsch aussehen!“ sagte er ärgerlich. „Und Sie lachen sowieso immer, wenn einem etwas Widerwärtiges passiert!“ Damit schlug er die Türe zu und ging wieder hinauf.

Da trat Hans, Linens Bruder, aus der Stube, machte sich etwas am Küchentisch zu schaffen und fragte wie nebenbei: „Was habt ihr denn da für einen Spektakel miteinander, ihr zwei?“ Sie fixierte ihn scharf. Es dauerte nicht lange, so hatte sie ihn fest an der Schulter gepackt und herumgedreht. „So, haben wir dich? Sieh mich jetzt nur an, du! Gelt, du bist der Uebelthäter!“

Er wollte sich zuerst verstellen, konnte aber nicht über das Lachen Meister werden. „Ich mußte doch einmal probieren, ob denn der nicht in Trab zu bringen sei! Uebrigens, ich habe die Adressen gar nicht selber geschrieben; das Breni hat den lustigen Einfall gehabt. Das Anneli Wenk hatte eine bekommen, die Hulda, Pflegers Lydia und noch andere. Mich wundert's, ob alle auf den Leim gehen. Die Karten sind alle sauber mit J. S. unterzeichnet. Denk dir, sie kosten nur fünf Rapen das Stück, wenn man ein Duzend nimmt. Die Junger Reich im Konsum sagt, es seien richtige Künstlerkarten, die man sogar einrahmen könne. Damit drückte er sich hinaus.

Jacob Spöndly saß droben auf seinem Zimmer und studierte. Er wollte Hefte forrigieren; aber es ging nicht

recht: immer wieder kamen ihm die verflirten Blumenkarten in die Hände. Er drehte sie zwischen den Fingern, musterte Stempel und Adressen und las wieder und wieder die neckischen Verse. Dann ließ er die Hände auf die Knie niedergleiten und versank in tiefes Nachdenken. Manchmal erhellte ein seliges Lächeln seine Züge; aber alsbald erschien sein Antlitz wieder gleichsam wie mit einem grauen Flor bedeckt. Und so waren die Bilder und Erlebnisse, die an seinem innern Auge vorüberzogen oft lieber Art, noch öfter aber dunkel und betrüblich.

Jacob Spöndly hatte bis jetzt bei den Frauen kein Glück gehabt. Schon sein erster Schulschatz, Emmy Senn, hatte sich gar nie etwas aus ihm gemacht. Und das stumme Verhältnis zu Olga Schmizler, das ihn während der Seminarzeit gequält und beseligt hatte, war zu keinem erquicklichen und befriedigendem Ende gekommen. Er hatte die üble Gewohnheit dasjenige Mädchen, das sich sein Herz jeweilen auserwählt, sofort in einen extra für sie erbauten Himmel hineinzutun und mit ihr nur noch als mit einem englischen Wesen zu verkehren, was aber nie zu seinem Vorteil ausschlug. Während sein Kollege Willy Hefß mit Olga Schmizler fröhliche Gondelfahrten auf dem See oder Spaziergänge ins romantische Waldbobel unternahm, schmiedete er daheim auf seiner Bude Verse für sie, von denen er wußte, daß keiner je das Licht des Tages, geschweige denn das ihrer Augen erblicken würde. Einmal aber war er nahe daran, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, nämlich eine Gelegenheit, ohne Zeugen mit Olga reden und ihr sein wundres Herz vor die Füße legen zu können. Sie war eines Abends auf der Heimfahrt von Zürich aus zufällig oder weil der Platz knapp gewesen, im Bahnwagen neben ihn zu sitzen gekommen. Er wußte sich vor Glück nicht zu helfen und gab sich alle irdenkliche Mühe, eine passende Anrede zu finden. Da ihm nicht gleich etwas anderes in den Sinn kam, fing er in traumhafter Erregung an, ihr ohne weiteres seine Meinung über Jbsen zu sagen, von dessen Existenz sie natürlich keine blasse Ahnung hatte. Als der Zug sich der Endstation näherte, legte er sich in hundert Variationen die Worte zurecht, mit denen er Olga beim Aussteigen anreden und ihr seine Begleitung anbieten wollte. Er hatte auch die einzig richtige Wendung glücklich gefunden und spannte nun alle seine geistigen Kräfte an, um sie sich fest einzuprägen: „Fräulein, ich bin so frei, erlauben Sie, dürfte ich vielleicht auf eine anständige Weise . . .“ In diesem Augenblick stürzte sein schweres Bücherpaket, durch das Rattern des Wagens aus der Lage gebracht, von der Planke und mit plumpem Fall auf Olgas neuen Winterhut herunter. Es gab ein großes Gelächter im Wagen. Während Jacob Spöndly sein Paket an sich nahm und eine Entschuldigung stammeln wollte, drückte Olga das zerknitterte Seidenband und den ganz aus den Fugen gegangenen gefärbten Starenflügel zurecht, stand dann auf und begab sich mit dem gedämpften Ausruf „Kamel!“ ohne weiteres in die Raucherabteilung hinüber. Nach diesem ersten und einzigen Annäherungsversuche gab er Olga Schmizler für immer verloren. Sie heiratete kaum ein Jahr nachher einen Postangestellten. Es war ihm eine kleine Genugtuung, daß auch sein Nebenbuhler Willy Hefß am Ende danebengekommen war.

Einige kleinere Flämmchen sanken in der Folge, ohne Jacob Spöndlys Herz ernstlich erwärmt zu haben, in sich zusammen, so die oberflächliche Neigung zur „Nebstock-Frieda“ in Spindlach. Dieses Verhältnis hätte wahrscheinlich noch länger gedauert, wenn er nicht zu jener Zeit im Gesangverein, den ein älterer Kollege dirigierte, Julia Gärnli kennen gelernt hätte. An dem Abend, da er diese zum ersten Mal gesehen, kramte er aus seinem Allerheiligsten ein halbvergeßenes Tagebuch hervor, in das er seit jener Eisenbahnkatastrophe keine Eintragungen mehr gemacht hatte. Er gab dem unansehnlichen Leinwandheft einen Umschlag aus rotem Glanzpapier und schrieb darauf in sauberer Rundschrift das Wort „Loggbuch“. Er hatte nämlich soeben den Roman „Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger“ gelesen. Dann trug er mit zitternder Hand sein Erlebnis ein:

„Ich kann es nicht für mich behalten, und wo wäre der Mensch, dem ich soviel Glück anvertrauen könnte? Besiegt! Ich bin heute gesund geworden — und krank zugleich! Zwei braune Augen haben mir in die Seele hineingeleuchtet. Julia Gärnli heißt das Frauenbild, ich habe nie ein ähnliches gesehen und werde solchen Wuchs und solche zierliche Anmut an keinem andern Wesen wiederfinden . . .“

Schon wenige Tage nachher folgte die kurze Notiz: „Heute abend an Julia Gärnli vorbeigegangen. Kannte mich noch und nannte beim Grüßen meinen Namen! Wunderbare Erscheinung! Haben einen Konfektionsladen nahe an der Stationsstraße. Goldene Gelegenheit, mit ihr zu verkehren! — Mit Frieda Meyer im „Nebstock“ bin ich jetzt für immer fertig. Der nette Herr Reichel, der auf der Station Aushilfsdienst macht, ist nun daselbst; sie steht immer neben ihm. Nach dem Mittagessen, als sie den Kaffee brachte, hat er sich erlaubt, ihr die Hand zu streicheln. Ich sagte nichts; aber ich dachte: Fertig!“

Die glühenden Liebesbekenntnisse, mit denen sich im Laufe der nächsten Monate Seite um Seite des roten Büchleins füllte, brachten Jacob Spöndly zu der unbedingten Ueberzeugung, daß er ohne Julia Gärnli nicht leben könnte. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er im Gesangverein bei den Gesamtproben unmittelbar hinter seine Angebetete zu stehen kam, weshalb er in kurzem für das eifrigste Vereinsmitglied galt. O, das waren süße, unvergeßliche Augenblicke! Er durfte sich am Anblick ihres alabasterweißen Nackens weiden, er durfte ihre mußbraunen Flechten nach Herzenslust bewundern, er durfte ihre schöne Alistimme, die er bald aus allen heraushörte, in seinen Ohren klingen lassen . . .

Sie anzureden fand er leider vorläufig nie Gelegenheit, obschon er sich weder Mühe noch Kosten reuen ließ, wie aus nachstehenden Tagebuchnotizen zu ersehen ist. „Den 5. August. Heute bei Heinrich Gärnli & Co. (vormals Weber und Briner) Stoff zu einem dunkelbraunen Gehrock gekauft den Meter zu Fr. 11. —, kein Erfolg!“ — „Den 11. August. Heute bei H. Gärnli & Co. eine grau und schwarzgestreifte fertige Hose gekauft. Zwölf Franken (ziemlich hohe Preise). Julia nicht im Laden.“ — „Den 3. Juli. Bei H. Gärnli & Co. zwei Tricothemden gekauft, per Stück zu Fr. 6. 50. Wieder umsonst!“ — „Den 16. Juli. Ein paar Manschetten gekauft, zu Fr. 1. 20. Julia nachher von weitem im Garten gesehen.“



So mußte sich Jacob Spöndly einzig und allein auf die Gefangsstunden verträsten. Aber weil es ihm hier je und je einmal gelang, einen Blick aus Julias Augen aufzufangen, war er ganz getrost und ihrer Gegenliebe gewiß. Mit dem Mut der Ueberzeugung schrieb er in sein Tagebuch, daß einer solchen ernstgemeinten Neigung kein Hindernis entgegen gestellt werden könne. Auch die poetische Ueberzeugung fing sich wieder zu regen an; die weniger gelungenen Sachen ließ er in

der Versenkung seines Loggbuches verschwinden, die bessern sandte er der Redaktion der „Wochenzeitung“ ein, in der auch eines seiner Kunstwerke unter dem Pseudonym Jacob Treumann wirklich erschien. Die Schlusstrophe dünkte ihn besonders gelungen:

„Ach, ich kann es fast nicht tragen  
Und mein Herz ist voll und heiß . . .  
O, daß ich's ihr könnte sagen —  
Doch ich ahne, daß sie's weiß!“

Ja, Jacob Spöndly ahnte es. Und da sich während der beiden Abendunterhaltungen, die der Winter brachte, leider keine Gelegenheit zur Annäherung fand, suchte er selber eine solche herbeizuführen. Bei Anlaß der Jahresversammlung des Gesangsvereins stellte er den Antrag, es sei am ersten schönen Sonntag ein Blustbummel auszuführen, und begründete ihn mit der Bemerkung, es sei doch anerkanntermaßen ein großes Vergnügen, mit froher Gesellschaft in die blühende Frühlingswelt hineinzuwandern. Die Anregung fand lebhaften Beifall: es wurde auf Ende Mai ein Ausflug auf den nahen Rabenberg beschlossen.

Die Furcht Jacob Spöndly's, daß Julia von dem heiß herbeigesehnten Spaziergang wegbleiben könnte, erwies sich als unbegründet. Der Ausflug nahm bei herrlichem Sommerwetter einen gemüthlichen Verlauf. Am späten Nachmittag, als man bereits den Heimweg angetreten hatte, gelang es ihm endlich, unauffällig in Julias Nähe zu kommen.

„Sie sehen heute so festlich aus, Herr Spöndly,“ neckte sie ihn lustig; „man glaubt fast, Sie möchten auf Brautschau aus!“

Er lächelte viel sagend. „Was Sie nicht alles herausfinden, Fräulein!“ Indes hatte er selber das Gefühl, daß ihm der dunkle Gehrock, die seidene Halsbinde und der neue helle Sommerhut mit dem gestreiften Band ausgezeichnet stehen mußten. Ihre Anerkennung gab ihm einen Ruck. Heut oder nie!

„Fräulein Gärnli“ — das Wort würgte ihn ein wenig in der Kehle; aber es gelang ihm doch, die programmatische Einleitung herauszubringen —

„Fräulein Gärnli, ich hätte gern über etwas mit Ihnen Rücksprache genommen . . .“

„Ach, das trifft sich ja ausgezeichnet!“ entgegnete sie aufgeräumt. „Auch mir liegt etwas auf dem Herzen; soeben war ich auf dem Punkte, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, ich fürchtete nur immer, Sie könnten mir's schief auslegen!“

„Ich? Schief auslegen? Wo denken Sie hin, Fräulein!“ Jacob Spöndly's Herz schlug hoch vor Freude und Erwartung. „Neben Sie immerhin, Ihnen kann man nichts abschlagen!“

„Wissen Sie was,“ sagte nun Julia ganz vertraulich, „wir bleiben ein wenig zurück und nehmen diese hübsche Gelegenheit wahr, uns gemüthlich auszuplaudern!“

„Sie machen mich sehr glücklich, Fräulein!“ lachte Jacob Spöndly. Und er log nicht. Aber als die beiden

dann wenige Minuten später ganz allein nebeneinander auf dem schattigen Waldweg einerschritten, schmolz sein Mut zusammen wie ein Schnee im Maien: die vornehme Gestalt neben ihm kam ihm plötzlich wie eine fremde Erscheinung vor. Jacob Spöndly — Vermessener — was bist du im Begriffe zu tun?

„Nun, wollen Sie jetzt Ihr Anliegen vorbringen?“ ermunterte sie ihn nach einer Weile.

„Bitte, zuerst das Ihrige,“ wehrte er ab. Es war ihm beinahe zu Mut wie einem Beurteilten, der noch um eine Viertelstunde Aufschub bittet.

Aber sie blieb eigensinnig auf dem Standpunkt, daß er zuerst reden müsse; sonst wage sie mit ihrer Bitte nicht auszurücken, denn diese sei etwas heikler Natur. Immer härter bedrängte sie



ihn, und so blieb ihm zuletzt nichts anderes übrig, er mußte auf gut Glück zu reden anfangen. „Fräulein, verzeihen Sie, wenn ich Sie in unerwarteter Weise . . . Es ist nämlich, ich wollte Sie anfragen“ — hier verließ ihn plötzlich die Berlegenheit, und er warf die letzten Worte wie eine Befreiung heraus — „ob Sie mir nicht das Buch ‚Meber unsere Kraft‘ von Björnson für einige Tage leihen würden . . .“

Sie mußte über sein Anliegen und über die Art, wie er es vorbrachte, herzlich lachen und meinte, er hätte wegen einer solchen Kleinigkeit nicht soviel Wesens machen müssen. Sie wolle ihm übrigens das Buch schon morgen durch einen Schüler schicken.

„Nun aber kommen Sie an die Reihe!“ erinnerte er sie, froh darüber, daß er der schrecklichen Berlegenheit entronnen war.

„Aber nicht wahr, Sie lachen mich nicht aus?“ mahnte sie scherzend, und er beteuerte großmütig, nicht ohne eine heimliche Hoffnung zuhinterst im Herzen: „Nein, gewiß nicht, im Gegenteil . . .“

Da fing sie ganz unbefangen zu plaudern an.

Sie habe vernommen, daß er eine lyrische Ader habe. Ob dem wirklich so sei? Er bestätigte errötend: ja, er habe eine bescheidene Anlage. Es freue ihn, daß diese auch ihrerseits nicht unbeachtet geblieben sei. Nun berichtete sie ferner, daß sie die Absicht habe, einem lieben Freunde ein Geburtstagsgeschenk zu übersenden und daß sie diesem Geschenk fürs Leben gern ein kleines Gedicht beigelegt hätte. Ob er vielleicht die Freundlichkeit haben wolle, ihr ein paar hübsche Strophen zu machen?

Er sei mit dem größten Vergnügen hierzu bereit, er wolle

sein Möglichstes tun, sagte Jacob Spöndly etwas geschmeichelt. Aber als er sie jetzt darauf aufmerksam machte, daß er über die betreffende Persönlichkeit notwendig einige Anhaltspunkte haben sollte, z. B. betreffend Alter, Lebensumstände usw., klang seine Stimme doch etwas belegt.

„Ich verstehe Sie vollständig,“ erwiderte Julia, „und ich sehe auch nicht ein, warum ich Ihnen gegenüber nicht offen sein sollte: es betrifft meinen Verlobten Peter Blank!“

„Aha . . . Ihren Verlobten . . . Schön!“ Sie teilte ihm zur

Orientierung ferner mit, daß Peter Blank an einem angesehenen Hause in Basel beteiligt sei, daß er in vier Wochen seinen siebenundzwanzigsten Geburtstag feiere und daß sie seit zwei Jahren heimlich mit ihm verlobt sei. Ob ihm diese Angaben genügen?

Jacob Spöndly blieb einen Augenblick still. Dann erklärte er trocken, daß ihm diese Angaben vollständig genügen und daß er sich ein Vergnügen daraus machen werde, ihr das gewünschte Gedicht in zwei bis drei Tagen zu senden.

„Aber bitte, keine gar zu langen Strophen!“ bat sie noch und fügte dann zögernd hinzu: „Ein bißchen zärtlich darf es schon sein!“

„Ein bißchen zärtlich — ja, gern . . .“

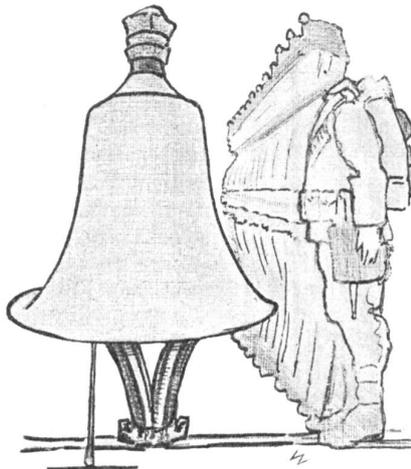
„Womöglich etwas von Wiedersehen!“

„Von Wiedersehen, natürlich!“ wiederholte er äußerst gelassen und zwickte dabei mit dem Spazierstock junge Haselschosse ab —

An jenem Abend, der nun bald ein halbes Jahr zurücklag, hatte Jacob Spöndly den bedeutsamen Beschluß in seinem Loggbuch protokolliert: „Von heute ab ein anderes Leben! Mit den Weibern ein für allemal quitt! Ich durchschaue diese unberechenbaren Geschöpfe voll und ganz und habe mich selbst entbezt: ich bin zum Junggesellen geboren. Mag sich mit den Weibern herumschlagen, wer bei ihnen Glück hat — mir fehlt dieses letztere!“

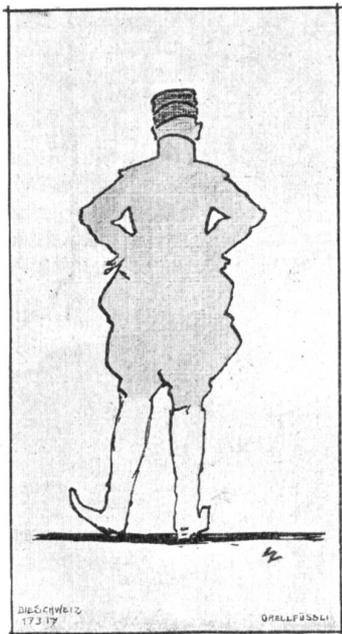
Er war auch bald darauf höhern Ortes um Versetzung eingekommen, nicht zuletzt deshalb, weil der unheimliche Mensch Peter Blank, dem er gemäß Auftrag nach jenem Radberg-Ausflug in einem tadellosen Gedicht zu seinem siebenundzwanzigsten Geburtstag Glück gewünscht hatte, im Nachsommer mit vielem Zeitungspomp in das Geschäft Gärnli & Co. eingetreten war. In einer stillen Landgemeinde, umgeben von schlichten Naturmenschen, hoffte er seinen Grundsätzen treu bleiben und ganz in seiner Berufsarbeit aufgehen zu können.

Aber Jacob Spöndly hatte seine Rechnung ohne das Ewigweibliche gemacht. Am dritten Tage schon nach seiner Ankunft in Frienismies hatte er, nachdem er sich



DIE SCHWEIZ 17316

ORLEFFSSON



DIE SCHWEIZ 17317

ORLEFFSSON



DIE SCHWEIZ 17318

ORLEFFSSON



bei Gemeinderat und Sektionschef Rudolf Wäckerli pflichtgemäß angemeldet, unter anderm folgende Notizen in sein Loggbuch eingetragen: "... Dieser Wäckerli hat eine Tochter namens Verena; schätze sie zwanzig. Kam nur einmal in die Stube. Die andere, namens Hulda (zirka sechsundzwanzig) ist etwas überspannt. Müßte sie immer ansehen, macht so wunderliche Kopfbewegungen, wenn sie redet. Kennt Goethe und W. Heimbürg. War sehr freundlich. Kam mit mir hinaus und sagte, es habe sie jetzt sehr gefreut. (Meint gewiß, ich mache mir etwas aus dem schönen Geschlecht!) Ist übrigens ziemlich mager. Die Jüngere ist offen gestanden sehr nett. Früher, als ich die Frauenwelt noch nicht kannte, hätte auf so etwas reagiert, besonders da eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit Olga Schmitzler vorhanden ist. Zwar bedeutend formvollendeter. (In dieser Beziehung ist auch Lina Steiner, wo ich Kost und Logis habe, annehmbar. Wenn sie nur eines ernsthaften Gedankens fähig wäre! Lacht immer, wenn sie etwas sagt. Hat leicht gekräuseltes gelbes Haar, was ihr ziemlich gut steht. Fühle mich übrigens den Verhältnissen gewachsen)... "

Wenige Tage später folgte die Notiz: "Den 8. Okt.

Nimm alle Kraft zusammen,  
Die Luft und auch den Schmerz!

Heute nachmittag zum ersten Mal dem Töchterchor Frie-niswies als Dirigent gegenübergestanden — — — Wer hätte sich träumen lassen, daß in dieser abgelegenen Ortschaft eine solche Summe von weiblicher Anmut zu finden wäre! Einige sind zwar etwas steif; aber der Gesamteindruck ist doch der: eine ungemein vergnügte und ausgelassene Schar! Diese unverdorbenen Land-blumen können so munter dreinschauen, alles macht ihnen Spaß, sie lachen immer und über alles, am meisten, als

ich den Kreidehalter statt der Stimmgabel aus Ohr nahm. Früher wäre unter keinen Umständen kühl geblieben; denn unter dem Feuer dieser vierunddreißig Augen könnte ein Stein schmelzen. (Der Verein zählt nämlich siebzehn Mitglieder). Ist auch sehr viel wirkliche, echte Fülle vorhanden, worüber man sich nicht täuschen kann... Werden indes bald bemerken, daß das auf mich keinen Eindruck macht. Nehme den Kampf mit der ganzen Linie auf... (Lina Steiner singt gut Sopran. Trug ein hellgraues Kleid mit weißen Halskräuschen. Neben den andern sieht man sie noch besser. Vorsicht geboten)... "

Dann folgten in kurzen Abständen ähnliche Notizen, wie z. B.: "Den 15. Okt. Heute Verena Wäckerli auf der Straße begegnet. Wirklich gewisse Ähnlichkeit mit Olga Schmitzler, nur ins Ländliche überjagt. Grüßte mich mit ungekünstelter Freundlichkeit. Glaube, daß ich bei ihr keiner Abneigung begegnen würde... Habe überhaupt das Gefühl, daß hier systematisch gegen meine persönliche Selbstbestimmung gekämpft wird, jedoch bis jetzt ohne Erfolg. Habe die Absicht, diese verschiedenen Charaktere zu studieren, dabei aber korrekt selbständig zu bleiben."

"Den 26. Okt. Lina Steiner brachte beim Essen vor, es heiße im Verein allgemein, der neue Lehrer sei in das Breni Wäckerli verliebt. Ich könne nun am besten sagen, ob das wahr sei. Widerlegte natürlich das böseartige Gerücht entrüstet und verwies auf meine Grund-sätze. Lina sagte zwar nachher mit lachendem Munde, ich dürfe nicht böse werden, sie habe das wegen Breni erfunden. Aber wer weiß? Vorläufig bin ich mir keiner Schuld bewußt!"

Diese und ähnliche Eintragungen schlug Jacob Spöndly jetzt in seinem Loggbuch nach. Er brachte seine



verbuchten Erlebnisse mit dem neuesten, dem unheimlichen Brief- und Kartenregen in Verbindung und kam neuerdings zu der Gewißheit, daß in Frieniswies eine förmliche Verschwörung gegen sein Prinzip im Werke sei. Aber er wollte ihr seinen felsenfesten Willen entgegensetzen!

Blötzlich fiel ihm ein, daß er ja vom Schulpfleger Meister auf heute abend zur Metzgete eingeladen sei, vom Schulpfleger Kaspar Meister, dessen Tochter Lydia ihn schon mehrmals um Lesestoff angegangen hatte. . . . In heller Verzweiflung stand Jacob Spöndly auf, schloß seine Sachen ein und machte sich still aus dem Hause. Eine Steiner schaute ihm verstoßen vom hintern Türfenster aus nach und sah, daß er den Weg zum Keflerwald einschlug. Nach dem Nachtessen sagte sie zu Hans, das mit den Karten sei eigentlich schon mehr eine Grobheit als ein Spaß, er könne es dem Breni sagen, und sie dürften derlei Unsinn in Zukunft ganz gut bleiben lassen.

### Zweites Kapitel.

Wie Jacob Spöndly in den Verkehr gezogen und wie seinetwegen ein Gipssengel abgestaubt wird. Von allerlei erfolglosen Anschlägen gegen seine Selbständigkeit.

Jacob Spöndly kam erst spät gegen ein Uhr von der Metzgete heim. Er machte noch Licht und schrieb in sein Loggbuch: „Den 30. Okt. Erstes und letztes Schweine-Essen. Bin furchtbar mitgenommen. Hätte nicht geglaubt, daß mein Magen solchen Anforderungen genügen könnte. Diese Lydia imponiert mir nicht besonders; man kann sich aber doch an ihre Anwesenheit gewöhnen. Waren zuletzt allein; sie saß ziemlich unmittelbar neben mir. . . . Muß solche Anlässe in Zukunft konsequent vermeiden!

Wollte mir mit Gewalt den Roman „Carlo, der letzte Bandit in den Sabinerbergen“ in 40 Lieferungen zum Lesen mitgeben. Zeitmangel vorgeschützt. Bat mich zutraulich, bald wiederzukommen. Was würde wohl Lina dazu sagen? Stem, ein Schweine-Essen besuche ich nicht mehr!“

Am darauffolgenden Tage bekam der Schuhmacher Kleiner mehr Schuhe zum Flickn als sonst in einer Woche. Denn seine Frau, welche das „Tagblatt“ hieß, weil sie jeden Mittwoch und Samstag den obligatorischen „Anzeiger“ in die Häuser trug und dabei eine schöne Mitteilbarkeit entfaltete, galt mit Recht als allwissend auf dem Gebiete der Tagesereignisse.

Gegen Abend brachte auch Frau Gemeinderat Wäckerli ein paar Stiefel zum Sohlen. Sie seien zwar noch nicht böß, meinte sie entschuldigend, aber es sei ja immer besser zu früh als zu spät.

Das „Tagblatt“ ließ auf seine Berichterstattung nicht lange warten. „Wißt Ihr's schon, Frau Gemeinderat,

wegen den Metzgeten? Wenn's so fortgeht, werden die Säue diesen Winter in Frieniswies nicht alt: am Donnerstag metzen Hergers im Grundhof, am Samstag des Höflibauers und am Dienstag drauf der Schulpräsident Wenk. Und bei sämtlichen Säulieffen muß der Lehrer dabei sein! Natürlich! Der Pfleger hat jetzt den andern sozusagen ein bößes Recht gemacht. Der Herr Spöndly müßte es ja als eine Affronte auflesen, wenn er nicht von allen gleich gehalten würde!“

Frau Wäckerli nickte zustimmend. Es sei eigentlich auch ganz richtig so; denn wenn so ein junger Mensch in eine Gemeinde komme, sei es doch nur angenehm für ihn, wenn er ein wenig in den Verkehr gezogen werde.

Die Kleinerin aber fuhr eifrig fort, indem sie jetzt den Zeigefinger und ein zugedrehtes Auge mitreden ließ. „Da muß man nun nicht mehr fragen, warum die meisten durchs Band hindurch keinen verheirateten Lehrer gewollt haben! Aber der Schuß könnte auch hinten hinausgehen! Nach meiner Meinung ist man betreffend diesen Herrn Spöndly nicht ganz auf dem Laufenden. Niem, Reden ist Silber, Schweigen ist Gold!“ Nach kurzer Kunstpause fügte sie geheimnisvoll hinzu: „Ja, wenn Ihr nur wüßtet. . .“

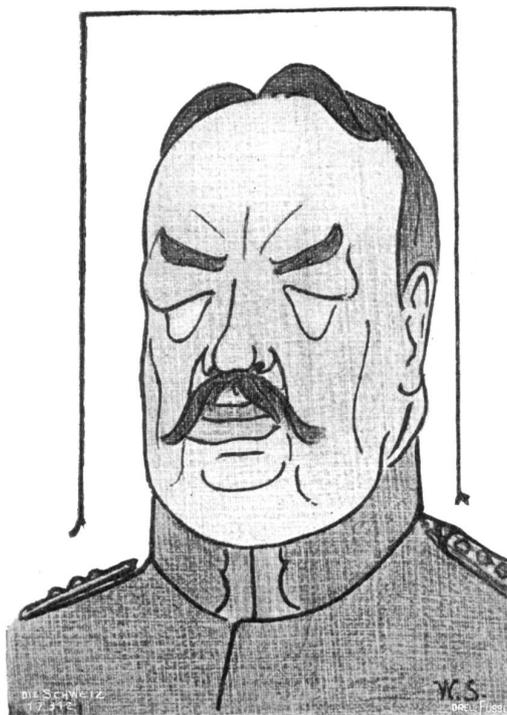
„Was wüßtet?“ forschte Frau Wäckerli neugierig.

Das „Tagblatt“ schüttelte ernst das Haupt. „Es darf nicht publik werden!“ erklärte sie bestimmt. „Ihr werdet später genug hören!“ Dann schlossen sich ihre Lippen krampfhaft; sie sah in diesem Augenblick dem siebenmal versiegelten Buche nicht unähnlich.

Frau Wäckerli stellte sich beleidigt und nahm trocken Abschied. Das „Tagblatt“ begleitete sie bis

vor die schiefe Haustüre, allwo sie dann ihr Geheimnis mit innerem Wohlbehagen preisgab: „Eigentlich, Recht um Recht — Euch darf ich's ja schon sagen, Frau Gemeinderat! Ja, eben wegen dem neuen Lehrer. Das ist jetzt das, was ich vom ersten Anfang an gesagt habe, ich habe es sofort herausgehakt! Wenn man auch einmal jung gewesen ist, so kennt man das. Die Männer trügen immer und die Duckmäuser am allermeisten. Aber mir muß sich keiner zu erkennen geben! Man sagt nicht umsonst: Stille Wasser fressen tief, solche Heimlichseifen haben immer einen Schelm!“

„Nun, was ist denn da passiert?“ forschte Frau Wäckerli mit einiger Ungebuld. Das „Tagblatt“ nickte ganz bedenklich mit dem Kopf. „Hmh! Etwas Schönes! Könnt Euch denken! Die Steinerin wills zwar nicht an der Rede haben, sie hält ihm noch das Scheit. Aber der Thaler-Köbbi hat ja auf der Holzbeige gepaßt gestern nacht, und er sagt, er sage nichts! Ist das etwa



nicht genug: er sage nichts!! Wenn er etwas Rechtes gesehen hätte, brauchte er's nicht zu verheimlichen! Natürlich, die Lydia ist ja noch ein wenig seine Base, darum darf er nichts gesehen haben... Aber das Schönste von allem kommt noch: Herr Spöndly hat einen Briefwechsel!"

"Einen Briefwechsel?" Frau Wäckerli tat, als ob sie nicht recht gehört hätte.

"Ja, einen Briefwechsel; ich weiß es aus erster Hand! Sicher und heilig, Herr Spöndly hat einen ernstgemeinten Anlaß irgendwo auswärts, vielleicht gar zwei oder drei. Und daneben sitzt er bis nach ein Uhr in einem Hause, wo ein lediges Mädchen ist! Und der Thaler-Röbli sagt: er sage nichts!"

Mit diesem vernichtenden Urteil auf den Lippen wandte sich das „Tagblatt“ ab und ging hinein. Frau Wäckerli aber verbarg ein Lächeln in den Mundwinkel, als sie nachher durch's Unterdorf hinausschritt. „Aha, die Kleinerin will für ihren Julius gut Wetter bei uns machen; darum schimpft sie über den Lehrer!"

Sie dachte an die bescheiden schielenden Blicke, mit denen Herr Spöndly Hulda bei seinem Besuche fortwährend angesehen, und sagte unwillkürlich zu sich selber: „Dieser Mensch trägt mich nicht!" Sie dachte auch an die schöne mit J. S. gezeichnete Blumenkarte, die Hulda vor zwei Tagen glückstrahlend vorgezeigt hatte. Eigentlich war ja alles selbstverständlich. Welches Mädchen im Dorfe konnte denn neben Hulda Herrn Spöndly gegenüber ernstlich konkurrieren? Sie war acht Monate im Welschland gewesen und hatte einen Haushaltungskurs in der Stadt besucht. Auch arbeitete sie nicht besonders gerne auf dem Land; dafür war sie eine Meisterin in der Kunst der Blumenmacherei, wofür ein über den Spiegel gehängter riesiger Kranz von feuerroten Papierblumen Zeugnis ablegte. Das Breni, die Jüngere, hätte allerdings auch in Frage kommen können; aber mit der hatte die Mutter anderes vor: sie war für Hans Mai, den Rößliwirtssohn in

Gehren, bestimmt, der auch bereits ernstlich als Werber aufgetreten war. Frau Rosa Wäckerli war gewohnt, ihre Pläne prompt durchzuführen. Ihr Eheherr hatte sie aus Gehren heimgeführt, und es ging die Rede, daß daselbst alle Frauen ohne Ausnahme nicht nur zungenfertiger seien als anderswo, sondern auch sehr unternehmend oder „politisch“, wie der Bauer sagt.

Hulda stand beim Schweinestall, als die Mutter durchs schmale Gartengäßchen herabkam, und hielt durch die Tür Luke Mustering. Sie meinte, ob denn das Roggenmehl zu wenig Eiweiß enthalte, die Schweine haben in der letzten Zeit keine besondern Fortschritte gemacht.

„Ander Haar, ander Glück,“ sagte Frau Wäckerli bestimmt. „Ein geratener Jahrgang ist das eineweg nicht gewesen; es ist besser, man wechselt diesmal etwas früher; allzudichten Speck will ja doch niemand mehr!“ Und am Abend beim Kaffeetrinken gab sie Hulda ganz nebenbei den Auftrag, dem Herrn Lehrer morgen ein Briefchen zu schreiben, er sei höflich und freundlich eingeladen, am Freitag über acht Tage zur Metzgete zu kommen. Hulda errötete leicht und beugte sich über ihre Tasse. „Perse, es wird sich halt nicht gut anders schicken!“ sagte sie verständig und schielte dabei verstohlen zu Breni hinüber. „Die Einladungen sind jetzt üblich, und Herr Spöndly ist ja wirklich ein sehr netter Herr!“

„Und hat wirklich eine sehr nette Handschrift, gelt!“ ergänzte Breni mit einem anzüglichen Lächeln. „Nun, meinerwegen kannst du ihn haben! Wenn's schon in Gehren heißt, der ganze Töchterchor sei in den neuen Lehrer verliebt. Der weiß sich ja nicht mit den Mädchen umzutun!“

„Besser als gar zu gut!“ belehrte die Mutter.

„Etwas mehr Schneid wäre halt doch nett!“ behauptete Breni. Aber Hulda entgegnete vorwurfsvoll, sie, Breni, sei viel zu schroff im Urteilen, und ging scheinbar erzürnt hinaus. Im Grund ihres Herzens jedoch freute sie sich, daß Breni offensichtlich außer Konkurrenz trat.

(Schluß folgt).

## Die Gotthardmannen.

Jahraus, jahrein, bei Tag und Nacht  
Stehn auf der Wacht  
Die wackern Gotthardmannen  
In Andermatt und Airolo  
Und auf den Außenposten —  
Da darf der Mut nicht rosten,  
Da heißt es, seines Dienstes froh,  
Manch ein Gelüsten bannen!

Welch Leben voller Einsamkeit  
Zur Winterszeit!  
Ringsum des Schnees Wuchten,  
Des Sturmwind's heiseres Geschrei;  
Da schleichen die Gefahren,  
Der Vergunholde Scharen,  
Gierig nach warmem Blut herbei  
An Gräten und in Schluchten.

Die Lani lauert dort am Hang,  
Und jauchzend sprang  
Sie hochauf ohne Gnaden,  
Riß Menschen in das kalte Bett —  
Heraus zu Rettungstaten,  
Offiziere und Soldaten!  
Rasch an den Fuß des Schneeschuhs Brett!  
Es gilt drei Kameraden!

Sie fahren und graben stundenlang,  
In heißem Drang  
Die letzte Kraft sie spannen;  
Der Tod auch über ihnen droht.

Da endlich! Kein Lebenszeichen!  
Sie bergen mühsam die Leichen —  
Wir trauern, komm' auch andre Not,  
Euch, treue Gotthardmannen!

Gottfried Strafer, Grindelwald.

